



Leseprobe

Jodi Picoult

Kleine große Schritte Roman

»Kaum eine Autorin kann zwischenmenschliche Beziehungen so feinfühlig beschreiben wie die US-Amerikanerin Jodi Picoult.« *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 592

Erscheinungstermin: 13. August 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

JODI PICOULT, geboren 1966 in New York, hat weltweit eine riesige Fangemeinde für ihre mehrfach ausgezeichneten Romane. *Kleine große Schritte* stand wochenlang an der Spitze der amerikanischen Bestsellerlisten und wurde von der LA-Times zum »Pageturner des Jahres« gekürt und als zeitgemäße Variante von Harper Lees Roman *Wer die Nachtigall stört* gefeiert. Jodi Picoult lebt in Hanover, New Hampshire.

Außerdem von Jodi Picoult lieferbar:

Bis ans Ende der Geschichte, Roman

Die Spuren meiner Mutter, Roman

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

FÜR KEVIN FERREIRA,

*dessen Ideen und Taten die Welt
zu einem besseren Ort machen
und der mich gelehrt hat, dass wir
unfertig sind und an uns arbeiten müssen.
Willkommen in der Familie.*



ERSTES STADIUM

Vorzeitige Wehen

*»Der Gerechtigkeit kann keine Genüge getan werden, solange
nicht die Nichtbetroffenen genauso große Empörung empfinden
wie die Betroffenen selbst.«*

BENJAMIN FRANKLIN



Ruth

Das Wunder ereignete sich an der West 74th Street, in dem Haus, in dem Mutter arbeitete. Es war ein großes Stadthaus, begrenzt von einem schmiedeeisernen Tor, die verschnörkelte Tür flankierten Wasserspeier, deren steinerne Gesichter aus meinen Albträumen geschnitzt waren. Weil sie mir solche Angst einjagten, störte ich mich nicht daran, dass wir das Haus immer durch die weniger beeindruckende Seitentür betraten, deren Schlüssel Mutter an einem Band in ihrer Handtasche aufbewahrte.

Sie hatte bereits für Sam Hallowell und seine Familie gearbeitet, bevor meine Schwester und ich geboren wurden. Auch wenn einem sein Name nicht geläufig war, hätte man ihn erkannt, sobald er Hallo sagte. Er war Mitte der Sechzigerjahre die unvergleichliche Stimme, die vor jeder Show verkündete: *Das folgende Programm wird Ihnen in lebendigen Farben auf NBC präsentiert!* 1976, als das Wunder geschah, war er der Programmchef des Fernsehsenders. Der Ton der Türglocke unter den Wasserspeiern bestand aus dem berühmten Dreiklang, den jedermann mit NBC verbindet. Wenn ich meine Mutter zur Arbeit begleitete, schlich ich manchmal hinaus, drückte auf den Knopf und summte dazu.

Es schneite so heftig, dass der Unterricht ausfiel. Da wir aber noch zu klein waren, um allein zu Hause zu bleiben, nahm uns Mutter mit zur Arbeit – wovon sie weder Schnee noch Graupel und vermutlich auch kein Erdbeben oder das Jüngste Gericht abhalten würden. Während sie uns in Schneeanzüge und Stie-

fel steckte, murmelte sie, dass es ihr nichts ausmache, wenn sie sich durch einen Schneesturm kämpfen musste, Hauptsache, Ms. Mina müsse sich die Erdnussbutter nicht selbst auf ihr Sandwich streichen. Eigentlich kann ich mich nur an ein einziges Mal erinnern, dass Mutter sich freinahm, und das war fünfundzwanzig Jahre später, als sie zwei künstliche Hüftgelenke bekam, großzügig bezahlt von den Hallowells. Sie blieb eine Woche lang zu Hause, und obwohl danach noch nicht alles richtig verheilt war, bestand sie darauf, wieder zu arbeiten, und Mina fand Aufgaben für sie, die sie im Sitzen erledigen konnte. Aber als ich klein war, nahm Mutter uns während der Schulferien, wenn wir Fieber hatten oder an Schneetagen wie diesem in der Linie B mit in die Innenstadt.

In jener Woche war Mr. Hallowell in Kalifornien, was häufig vorkam, und dies bedeutete, dass Ms. Mina und Christina unsere Mutter noch nötiger hatten. Das galt auch für Rachel und mich, aber wir konnten uns vermutlich besser allein beschäftigen als Ms. Mina.

Als wir an der 72nd Street wieder aus dem Untergrund auftauchten, war die Welt weiß. Dabei war nicht nur der Central Park in Schnee gehüllt. Auch die Gesichter der Männer und Frauen, die sich schlotternd durch den Sturm kämpften, sahen völlig anders aus als meins oder die meiner Cousinen oder Nachbarn.

Da ich in Manhattan nur das Haus der Hallowells von innen kannte, hatte ich keine Ahnung, wie außergewöhnlich es war, dass eine einzige Familie ein derart großes Haus bewohnte. Aber ich erinnere mich, dass ich nicht einsehen wollte, warum Rachel und ich unsere Schneeanzüge und Stiefel in dem winzigen, vollgestopften Schrank in der Küche verstauen mussten, wo es doch in der Eingangsdiele, in der Christinas und Ms. Minas Mäntel hingen, jede Menge freie Haken und freie Stellflächen gab. Auch Mutter brachte ihren Mantel dort unter, ebenso ihren Glücksschal – den weichen, der nach ihr duftete und um den Rachel und ich uns zu Hause immer stritten, weil er sich anfühlte, als würde

man ein Meerschweinchen oder ein Kaninchen streicheln. Ich wartete darauf, dass Mutter sich wie Tinkerbelle durch die dunklen Räume bewegte und auf einem Lichtschalter oder einem Griff oder Knauf landete, um dieses schlafende Ungeheuer von einem Haus nach und nach zum Leben zu erwecken.

»Wenn ihr beide euch ruhig verhaltet«, erklärte Mutter uns, »mache ich auch für euch etwas von Ms. Minas heißer Schokolade.«

Diese wurde aus Paris importiert und schmeckte himmlisch. Und so nahm ich mir ein Blatt Papier aus der Küchenschublade, als Mutter sich die Schürze umband, und begann mit den Farbstiften, die ich von zu Hause mitgebracht hatte, zu zeichnen. Ich malte ein Haus so groß wie dieses. Darin brachte ich eine Familie unter: mich, Mutter, Rachel. Ich versuchte auch, den Schnee zu zeichnen, aber das gelang mir nicht. Die Flocken, die ich mit dem weißen Stift malte, waren unsichtbar auf dem Papier. Sehen konnte man sie nur, wenn man das Blatt schräg ins Licht des Kronleuchters hielt, sodass die vom Stift gesetzten Punkte schimmerten.

»Dürfen wir mit Christina spielen?«, fragte Rachel. Christina war sechs und lag somit altersmäßig zwischen Rachel und mir. Christina hatte das größte Schlafzimmer, das ich je gesehen hatte, und unvorstellbar viele Spielsachen. Wenn sie zu Hause war und Mutter uns mit zur Arbeit nahm, spielten wir mit ihr und ihren Teddybären Schule, tranken Wasser aus kleinen Porzellantässchen und flochten das wie Maisgrannen aussehende Haar ihrer Puppen. Wenn sie jedoch eine Freundin zu Besuch hatte, blieben wir in der Küche und malten.

Aber bevor Mutter antworten konnte, hörten wir einen durchdringenden, wilden Schrei, der mir durch Mark und Bein ging. Ich wusste, dass es Mutter nicht anders erging, denn sie hätte beinahe den Wassertopf fallen lassen, den sie zur Spüle trug.

»Bleibt hier«, sagte sie und rannte schon die Treppe hinauf.

Rachel sprang als Erste von ihrem Stuhl auf, für sie hatten Anweisungen keine Gültigkeit. Ich lief ihr hinterher wie ein Hünd-

chen. Meine Hand schwebte über dem Treppengeländer, ohne es zu berühren.

Die Tür von Ms. Minas Schlafzimmertür stand weit offen, und sie wälzte sich in den zerwühlten Satinlaken ihres Betts. Ihr Bauch wölbte sich wie ein voller Mond, das blitzende Weiß ihrer Augäpfel erinnerte mich an im Flug erstarrte Karussellpferde. »Es ist zu früh Lou«, keuchte sie.

»Sagen Sie das diesem Baby«, erwiderte Mutter. Ms. Mina klammerte sich wie eine Ertrinkende an ihre Hand. »Hören Sie jetzt auf zu pressen«, sagte sie. »Der Krankenwagen wird jede Minute hier sein.«

Ich fragte mich, wie schnell ein Krankenwagen wohl bei diesem Schneetreiben durchkam.

»Mommy?«

Erst als ich Christinas Stimme hörte, wurde mir bewusst, dass der Lärm sie geweckt hatte. Sie stand zwischen Rachel und mir. »Ihr drei geht jetzt in Miss Christinas Zimmer«, befahl Mutter mit stählerner Stimme. »Sofort.«

Aber wir blieben wie angewurzelt stehen, während Mutter uns schnell wieder vergaß, versunken in die Welt aus Ms. Minas Schmerz und Angst, in der sie der Wegweiser zu sein versuchte, dem diese folgen konnte. Ich beobachtete die an Ms. Minas Hals hervortretenden Sehnen, während sie stöhnte, ich sah Mutter sich auf dem Bett zwischen ihre Beine knien und das Nachthemd über die Knie nach oben schieben. Mein Blick ruhte auf den rosa Lippen zwischen Ms. Minas Beinen, die sich zusammenpressten und anschwellen und teilten. Dann tauchte die Rundung eines Kopfs auf, der Knubbel einer Schulter, gefolgt von einer Sturzflut aus Blut und Flüssigkeit, und plötzlich lag ein Baby in den Händen unserer Mutter.

»Sieh mal einer an«, sagte sie, erfüllt von Liebe. »Du hast es aber eilig gehabt, in diese Welt zu kommen.«

Dann passierten zwei Dinge gleichzeitig: Die Türglocke läutete, und Christina fing an zu weinen.

»Oh, mein Schatz«, sagte Ms. Mina zärtlich und zeigte nun keine Angst mehr, war nur noch schweißgebadet und hatte ein rotes Gesicht. Sie streckte die Hand aus, aber Christina war von dem, was sie gesehen hatte, noch immer erschrocken und drückte sich näher an mich heran. Rachel, wie immer die Praktische, ging, um die Tür aufzumachen. Sie kehrte mit zwei Sanitätern zurück, die hereinrauschten und die Führung übernahmen, so dass das, was Mutter für Ms. Mina getan hatte, sich nahtlos in all das einfügte, was sie für die Hallowells tat, und unsichtbar wurde.

Die Hallowells nannten das Baby Louis, nach Mutter. Er war wohl auf, obwohl er fast einen ganzen Monat zu früh kam, ausgelöst durch den unweatherbedingten Luftdruckabfall, der zu einem vorzeitigen Blasensprung geführt hatte. Das wusste ich damals natürlich nicht. Ich wusste nur, dass ich an einem verschneiten Tag in Manhattan Zeugin war, wie jemandes Leben seinen Anfang nahm. Ich war bei diesem winzigen Menschen gewesen, bevor noch irgendjemand oder irgendetwas auf dieser Welt Gelegenheit hatte, ihn zu enttäuschen.

Die Erfahrung, bei der Geburt von Louis dabei zu sein, wirkte sich auf uns alle unterschiedlich aus. Christina bekam ihr Baby durch eine Leihmutter. Rachel bekam fünf. Und ich, ich wurde Hebamme und Säuglingskrankenschwester.

Wenn ich Leuten diese Geschichte erzähle, vermuten sie, dass ich mit dem Wunder, das sich während dieses heftigen Schneesturms ereignete, die Geburt eines Babys meine. Gewiss, das war erstaunlich. Aber ich wurde an jenem Tag Zeugin eines viel größeren Wunders. Als Christina meine Hand hielt und Ms. Mina die Hand meiner Mutter hielt, gab es einen Moment – einen Herzschlag, einen Atemzug lang –, in dem alle Unterschiede in Ausbildung, Vermögen und Hautfarbe verpufften wie Luftspiegelungen in der Wüste. Wo wir alle gleich waren und es nur eine Frau gab, die einer anderen half.

Und um *dieses* Wunder noch einmal zu erleben, warte ich nun schon neununddreißig Jahre.



ERSTES STADIUM

Erste Wehen

*»Nicht alles, dem man sich stellt, kann auch verändert werden.
Aber nichts kann verändert werden, wenn man sich ihm nicht
stellt.«*

JAMES BALDWIN

Ruth

Das schönste Baby, das ich je gesehen habe, kam ohne Gesicht zur Welt.

Vom Hals abwärts jedoch war es perfekt: zehn Finger, zehn Zehen, ein rundes Bäuchlein. Aber wo sein Ohr sein sollte, befanden sich verdrehte Lippen und ein einzelner Zahn. Statt eines Gesichts hatte es einen verwirbelten Strudel aus Haut ohne Merkmale.

Seine Mutter – meine Patientin – war eine Dreißigjährige gravida 1 para 1, die zur Schwangerschaftsvorsorge einschließlich Ultraschalluntersuchung gegangen war, doch das Baby lag so, dass die Gesichtsdeformation nicht zu erkennen gewesen war. Rückgrat, Herz und die anderen Organe hatten alle gut ausgesehen, sodass keiner damit rechnete. Vielleicht hat sie sich aus diesem Grund auch dafür entschieden, im Mercy-West Haven, unserem kleinen Bezirkskrankenhaus, zu entbinden und nicht im Yale-New Haven, das für Notfälle besser gerüstet ist. Sie hatte das Kind ausgetragen und lag sechzehn Stunden in den Wehen, bis das Kind kam. Der Arzt hob das Baby hoch, und im Raum machte sich Stille breit. Lebhaftige Stille.

»Ist alles in Ordnung mit ihm«, erkundigte die Mutter sich panisch. »Warum schreit er nicht?«

Ich hatte eine Lernkrankenschwester an meiner Seite, die zu schreien anfang.

»Gehen Sie«, befahl ich ihr angespannt und drängte sie aus

dem Zimmer. Dann nahm ich dem Geburtshelfer das Baby ab, legte es auf die Wärmeplatte und wischte ihm die Käseschmiere von den Gliedmaßen. Der Geburtshelfer untersuchte ihn rasch, tauschte schweigend einen Blick mit mir und wandte sich dann an die Eltern, die inzwischen wussten, dass etwas Furchtbares geschehen war. Mit sanften Worten erklärte der Arzt ihnen, dass ihr Kind schwere Geburtsdefekte hatte und nicht lebensfähig sei.

In einem Kreißsaal ist der Tod sehr viel häufiger zu Gast, als man denkt. Wenn wir es mit Anenzephalie oder Totgeburten zu tun haben, wissen wir, dass die Eltern dennoch eine Bindung zu diesem Baby aufbauen und um es trauern wollen. Dieses Kind – das noch lebte, wie lang auch immer – war trotz allem der Sohn dieses Paares.

Deshalb säuberte und wickelte ich ihn, wie ich das auch bei jedem anderen Neugeborenen getan hätte, während hinter mir das Gespräch der Eltern mit dem Arzt stockte und wieder in Gang kam, wie ein abgewürgter Automotor im Winter. *Warum? Wie? Was, wenn Sie...? Wie lange bis...?* Fragen, die keiner jemals stellen und auch keiner jemals beantworten möchte.

Die Mutter weinte noch immer, als ich ihr das Baby in die Armbeuge legte. Es schlug mit seinen winzigen Händen um sich. Mit beseeltem Blick lächelte sie es an. »Ian«, flüsterte sie. »Ian Michael Barnes.«

Ihr Gesichtsausdruck spiegelte dabei eine Liebe und eine so heftige Trauer, wie ich sie nur von Bildern in Museen kannte, Gefühle, die sich zu etwas Neuem, Elementarem verbanden.

Ich wandte mich an den Vater. »Möchten Sie Ihren Sohn im Arm halten?«

Er sah aus, als müsste er sich gleich übergeben. »Ich kann nicht«, murmelte er und hetzte aus dem Zimmer.

Ich folgte ihm, wurde aber von der Lernkrankenschwester aufgehalten, die aufgewühlt war und sich entschuldigte. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Es ist nur... es war ein *Monster*.«

»Es ist ein *Baby*«, korrigierte ich sie und drängte mich an ihr vorbei.

Im Elternzimmer trieb ich den Vater in die Enge. »Ihre Frau und Ihr Sohn brauchen Sie.«

»Das ist nicht mein Sohn«, sagte er. »Dieses ... Ding ...«

»Wird nicht sehr lange auf dieser Welt sein. Und aus diesem Grund sollten Sie ihm jetzt tunlichst alle Liebe geben, die Sie für sein Leben gespeichert haben.« Ich wartete, bis er mir in die Augen sah, dann machte ich auf dem Absatz kehrt. Es war nicht nötig, mich umzublicken, um zu wissen, dass er mir folgte.

Als wir das Krankenzimmer betraten, liebte seine Frau noch immer das Baby, die Lippen an seine weiche Stirn gepresst. Ich löste das winzige Bündel aus ihren Armen und reichte es ihrem Ehemann. Er hielt den Atem an und zog dann dort die Decke weg, wo das Gesicht des Babys hätte sein sollen.

Ich habe mir meine Schritte gut überlegt. Ob ich das Richtige tat, indem ich den Vater zwang, sich mit seinem sterbenden Baby zu befassen; ob es mir als Krankenschwester zustand, dies zu tun. Hätte meine Vorgesetzte mich damals gefragt, hätte ich gesagt, dass ich dazu ausgebildet war, trauernde Eltern dabei zu unterstützen, einen Abschluss zu finden. Wenn dieser Mann sich nicht eingestand, dass etwas fürchterlich Schlimmes passiert war – oder, schlimmer noch, wenn er sich für den Rest seines Lebens vormachte, dass es gar nicht passiert *war* –, würde sich ein Loch in ihm auftun. Auch wenn es anfangs nur klein wäre, würde es im Lauf der Zeit immer größer und tiefer werden, bis er eines Tages, wenn er gar nicht damit rechnete, merkte, dass er völlig leer war.

Als der Vater anfang zu weinen, erschütterte sein Schluchzen den ganzen Körper wie ein Sturm, der einen Baum biegt. Er sank neben seiner Frau aufs Krankenhausbett, und sie legte eine Hand auf den Rücken ihres Ehemanns und die andere auf den Scheitel des Babykopfs.

Abwechselnd hielten sie ihren Sohn zehn Stunden lang. Diese Mutter versuchte sogar, ihn zu stillen. Ich konnte mich nicht von

diesem Anblick lösen – und das nicht, weil er hässlich oder falsch war, sondern weil ich etwas derart Außergewöhnliches noch nie erlebt habe. Es fühlte sich an, als würde man in die Sonne sehen: Sobald ich mich abwandte, war ich blind für alles andere.

Irgendwann nahm ich die dumme Lernkrankenschwester mit ins Zimmer, vorgeblich, um die Mutter zu untersuchen, aber eigentlich, damit sie mit eigenen Augen sah, dass Liebe nichts mit dem zu tun hat, worauf man blickt, sondern es nur darum geht, wer darauf blickt.

Als das Kind starb, war es ein friedlicher Tod. Wir nahmen jeweils einen Gipsabdruck von der Hand und vom Fuß des Neugeborenen, damit die Eltern ein Andenken hatten. Ich erfuhr, dass dieses Paar zwei Jahre später wieder zu uns kam und eine gesunde Tochter zur Welt brachte, allerdings war ich nicht im Dienst, als das geschah.

Es soll nur zeigen: Jedes Baby wird schön geboren.

Nur das, was wir darauf projizieren, macht es hässlich.

Unmittelbar nachdem ich Edison vor siebzehn Jahren in ebendiesem Krankenhaus geboren hatte, machte ich mir keine Gedanken um die Gesundheit meines Babys oder wie ich als Alleinerziehende mit ihm klarkommen sollte, während mein Mann im Ausland war, oder wie sich mein Leben jetzt, da ich Mutter war, verändern würde.

Ich machte mir Gedanken wegen meiner Haare.

Das Letzte, woran man denkt, wenn man in den Wehen liegt, ist das eigene Aussehen, aber wenn man so gepolt ist wie ich, ist es das Erste, was einem in den Sinn kommt, sobald das Baby da ist. Der Schweiß, der die Haare meiner weißen Patienten immer an der Stirn platt drückt, bringt meine dazu, dass sie sich kräuseln und von meiner Kopfhaut abstehen. Glatte Haare bekomme ich nur, indem ich sie in einem Wirbel wie Softeis um meinen Kopf bürste und jede Nacht einen Schal darumbinde. Aber welche weiße Krankenschwester sollte das wissen oder begreifen,

dass das kleine Fläschchen Shampoo, das man vom Krankenhaus bekam, meine Haare noch widerspenstiger machte? Ich war mir sicher, dass meine wohlmeinenden Kolleginnen, wenn sie zu mir kamen, um Edison kennenzulernen, beim Anblick des Durcheinanders auf meinem Kopf schockiert wären.

Schließlich wickelte ich mir ein Handtuch um den Kopf und erklärte den Besuchern, dass ich mich gerade erst geduscht habe.

Ich kenne Krankenschwestern, die in der Chirurgie arbeiten und von Männern berichten, die darauf bestehen, ihnen noch im Aufwachraum das Toupet anzukleben, bevor ihre Frauen zu ihnen kommen. Und ich kann gar nicht sagen, wie oft eine Patientin, die die ganze Nacht schreiend und pressend ihr Baby an der Seite ihres Ehemanns bekommen hat, diesen nach der Geburt aus dem Zimmer verbannt, damit ich ihr helfen kann, ein hübsches Nachthemd und einen Morgenmantel anzuziehen.

Ich habe Verständnis für das Bedürfnis der Leute, dem Rest der Welt ein bestimmtes Gesicht zu präsentieren. Und deshalb gehe ich, wenn ich morgens um 6.40 Uhr meine Schicht antrete, nicht als Erstes ins Schwesternzimmer, wo wir in aller Kürze von der diensthabenden Krankenschwester über die Ereignisse der letzten Nacht informiert werden. Sondern ich husche über den Flur zu der Patientin, um die ich mich am Vortag gekümmert habe, bevor meine Schicht zu Ende ging. Sie hieß Jessie, war ein kleines Ding und sah, als sie in den Kreißsaal kam, eher aus wie eine First Lady im Wahlkampf und nicht wie eine Frau in den Wehen: Ihr Haar war perfekt zurechtgemacht, ihr Gesicht geschminkt, selbst die Schwangerschaftsgarderobe war körperbetont und stylish. Das sagte alles, denn in der vierzigsten Schwangerschaftswoche sind die meisten zukünftigen Mütter froh um jedes zeltartige Kleidungsstück. Ich überprüfte ihre Krankenakte – G1 jetzt P1 – und grinste. Bevor ich Jessie der Fürsorge einer Kollegin übergab und nach Hause ging, hatte ich mich von ihr mit den Worten verabschiedet, dass sie bei unserem Wiedersehen ein Baby haben würde, und nun hatte ich tatsächlich einen neuen Patien-

ten. Während ich schlief, hatte Jessie ein gesundes dreitausend-dreihundertfünfundvierzig Gramm schweres Mädchen zur Welt gebracht.

Ich öffne die Tür und treffe Jessie dösend an. Das Baby liegt gewickelt im Körbchen neben dem Bett, Jessies Ehemann hat sich in einem Sessel ausgestreckt und schnarcht. Jessie regt sich, als ich hereinkomme, und ich lege mir sofort einen Finger auf die Lippen. *Ruhig.*

Aus meiner Tasche hole ich einen Klappspiegel und einen roten Lippenstift.

Konversation ist ein wichtiger Teil der Geburt: Sie lenkt ab und sorgt dafür, dass der Schmerz nachlässt, außerdem ist sie der Klebstoff, der eine Krankenschwester mit ihrer Patientin verbindet. Welche andere Situation lässt sich auch denken, in der eine medizinische Fachkraft bis zu zwölf Stunden eine einzige Person betreut? Infolgedessen kommt die Verbindung, die wir zu diesen Frauen herstellen, rasch zustande und ist intensiv. Ich erfahre in nur wenigen Stunden Dinge über sie, die oft nicht mal ihre engsten Freundinnen wissen: dass sie womöglich ihren Partner in einer Bar kennengelernt hat, als sie zu viel getrunken hatte; dass ihr Vater es nicht mehr erlebt hat, sein Enkelkind zu sehen, dass sie sich Sorgen macht, Mutter zu werden, weil sie es schon als Teenager hasste, Babysitter zu sein. Letzte Nacht, in den qualvollen Stunden von Jessies Wehen, als sie heulend und erschöpft ihren Ehemann anblaffte, schlug ich ihm vor, er solle in die Cafeteria gehen und dort eine Tasse Kaffee trinken. Sobald er gegangen war, ließ es sich leichter atmen im Raum, und sie sank in diese schrecklichen Plastikkissen zurück, die wir im Kreißsaal benutzen.

»Was ist, wenn dieses Baby alles verändert?«, fragte sie und schluchzte auf. Sie gestand mir, ohne ihr »Pokerface« gehe sie nirgendwohin, und ihr Ehemann habe sie noch nie ohne Wimperntusche gesehen; jetzt aber verfolge er, wie ihr Körper sich von innen nach außen stülpe ... Und wie könne er sie da je wieder mit denselben Augen ansehen?

Hören Sie, sagte ich zu ihr. *Das überlassen Sie am besten mir.*

Ich bilde mir gern ein, dass sie, indem ich ihr diese letzte Sorge vom Hals schaffte, die Kraft für die Austreibungsphase fand.

Es ist schon komisch. Wenn ich Leuten erzähle, dass ich seit über zwanzig Jahren Hebamme bin, beeindruckt sie vor allem, dass ich bei Kaiserschnitten assistiert habe, eine Infusion im Schlaf anlegen kann und weiß, wann ein verzögerter Herzschlag beim Fötus noch normal und wann ein Eingreifen erforderlich ist. Aber für mich als Hebamme geht es einzig und allein darum, die Patientin zu kennen und zu wissen, was sie braucht. Eine Rückenmassage. Eine Periduralanästhesie. Ein wenig Make-up.

Jessie schielt ängstlich zur Tür. Dann nimmt sie mir den Lippenstift ab. »Danke«, flüstert sie, und unsere Blicke treffen sich. Ich halte den Spiegel, während sie sich nach und nach wieder neu erfindet.

Donnerstags geht meine Schicht von 7.00 Uhr bis 19.00 Uhr. Tagsüber sind wir im Mercy-West Haven Hospital für gewöhnlich zu zweit auf der Entbindungsstation – sogar zu dritt, wenn wir personell gut besetzt sind. Während ich durch die Station laufe, nehme ich beiläufig wahr, wie viele unserer Geburtszimmer belegt sind – im Moment sind es drei, ein angenehmer, langsamer Start in den Tag. Marie, die Stationsschwester, befindet sich bereits in dem Raum, in dem wir unsere Morgenbesprechung abhalten, aber Corinne – die Hebamme, die mit mir Schicht hat – fehlt. »Was wird es wohl heute sein?«, fragt mich Marie, während sie die Morgenzeitung durchblättert.

»Reifenpanne«, erwidere ich. Dieses Ratespiel ist Routine: *Welche Entschuldigung wird Corinne uns heute für ihr Zuspätkommen aufischen?* Es ist ein wunderschöner Herbsttag im Oktober, also kann sie es nicht aufs Wetter schieben.

»Das war letzte Woche. Ich tippe auf Erkältung.«

»Apropos«, sage ich. »Wie geht es Ella?« Ihre Achtjährige hat einen Magen-Darm-Infekt, der gerade umgeht.

»Die ist wieder in der Schule, Gott sei Dank«, antwortet Marie. »Jetzt hat Dave sie bekommen. Ich schätze, ich habe noch vierundzwanzig Stunden, bis es auch mich erwischt.« Sie blickt von der Regionalseite der Zeitung auf. »Hier stand schon wieder Edisons Name drin«, sagt sie.

Mein Sohn hat es in jedem Semester seiner Highschoolbahn in die Bestenliste seines Jahrgangs geschafft. Aber ich sage ihm jedes Mal, dass dies kein Grund sei, sich damit zu brüsten. »In dieser Stadt gibt es eine Menge heller Kids«, wende ich ein.

»Trotzdem«, sagt Marie. »Dass ein Junge wie Edison so erfolgreich ist... Du solltest stolz sein. Ich kann nur hoffen, dass Ella sich als gute Schülerin erweist.«

Ein Junge wie Edison... Ich weiß, was sie damit sagen will, auch wenn sie sich bemüht, es nicht auszusprechen. Auf der Highschool findet man nicht viele schwarze Kids, und soweit ich weiß, ist Edison der Einzige auf der Bestenliste. Kommentare wie dieser fühlen sich an, als hätte man sich an Papier geschnitten, aber ich arbeite seit über zehn Jahren mit Marie und versuche deshalb, den Stich zu ignorieren. Ich weiß, dass keine böse Absicht dahintersteckt. Schließlich ist sie eine Freundin – sie kam im letzten Jahr an Ostern zusammen mit ein paar anderen Krankenschwestern und mit ihrer Familie zu mir zum Abendessen, gemeinsam sind wir Cocktails trinken oder ins Kino gegangen und haben uns einmal sogar ein Mädels-Wellnesswochenende gegönnt. Weiße meinen die Hälfte dessen, was ihnen beleidigend über die Lippen kommt, gar nicht so, und so versuche ich, es nicht in den falschen Hals zu kriegen.

»Vielleicht solltest du erst mal hoffen, dass Ella den Tag in der Schule durchsteht, ohne wieder im Büro der Schulkrankenschwester zu landen«, erwidere ich, und Marie lacht.

»Da hast du recht. Eins nach dem anderen.«

Corinne platzt in den Raum. »Entschuldigt meine Verspätung«, sagt sie, und Marie und ich sehen uns an. Corinne verspätet sich immer. Sie ist fünfzehn Jahre jünger als ich, und immer

gibt es irgendeinen Notfall – einen kaputten Vergaser, einen Streit mit ihrem Freund, einen Unfall auf der 95N. Corinne gehört zu den Menschen, für die das Leben nichts weiter als eine Pause zwischen Krisen ist. Sie zieht den Mantel aus und schafft es dabei, eine Zimmerpflanze umzuwerfen, die schon vor Monaten eingegangen ist, ohne dass einer sie ersetzt hat. »Verdammt«, brummt sie, richtet den Topf auf und kippt die Erde wieder zurück. Sie wischt sich die Hände an ihrem Krankenhauskittel ab und nimmt dann Platz. »Es tut mir wirklich leid, Marie. Der blöde Reifen, den ich vergangene Woche ersetzt habe, scheint irgendwie ein Leck zu haben, ich bin den ganzen Weg hierher mit fünfzig geschlichen.«

Marie greift in die Tasche und zieht einen Dollar heraus, den sie mir über den Tisch hinweg zuschnippt.

Ich lache.

»Also dann«, sagt Marie. »Stationsbericht. In Zimmer zwei haben wir zwei. Jessica Myers, G1P1 nach vierzig Wochen und zwei Tagen. Sie hatte heute Morgen um drei eine Vaginalgeburt, unkompliziert, ohne schmerzstillende Medikamente. Das Mädchen trinkt gut an der Brust, sie hat Wasser gelassen, hatte aber noch keinen Stuhl.«

»Die übernehme ich«, sagen Corinne und ich wie aus einem Mund.

Jeder möchte die Patientin übernehmen, die bereits geboren hat, weil dieser Job leichter ist.

»Ich war während der Eröffnungswehen bei ihr«, führe ich ins Feld.

»Genau«, sagt Marie. »Sie gehört dir Ruth.« Sie schiebt sich die Lesebrille auf der Nase nach oben. »In Zimmer drei liegt Thea McVaughn, G1Po, 41 plus 3/7 Wochen, sie liegt in den Eröffnungswehen, vier Zentimeter dilatiert, Fruchtblase intakt. Herzfrequenz des Fötus sieht gut aus auf dem Monitor, das Baby ist aktiv. Sie hat um eine Periduralanästhesie gebeten, Bolusinfusion läuft.«

»Ist die Anästhesie informiert?«, erkundigt sich Corinne.

»Ja.«

»Ich übernehme sie.«

Wir übernehmen jeweils nur eine Wehenpatientin, sofern die Umstände dies erlauben, und das bedeutet, dass die dritte Patientin – die letzte für diesen Morgen – von mir versorgt wird. »Zimmer 5 ist eine Genesende. Brittany Bauer ist eine G1P1 nach 39 plus 1/7 Wochen, bekam eine Periduralanästhesie und hatte um fünf Uhr dreißig eine Vaginalgeburt. Das Baby ist ein Junge, sie möchte eine Beschneidung. Die Mutter war eine GDM A1, die Blutzuckerwerte des Babys müssen in den nächsten vierundzwanzig Stunden alle drei Stunden überprüft werden. Die Mutter möchte unbedingt stillen. Sie hat ihr Baby noch nicht losgelassen.«

Eine Genesung bedeutet viel Arbeit – eine Eins-zu-eins-Hebammen-Patientenbeziehung. Gewiss, die Geburt ist beendet, aber es muss noch klar Schiff gemacht werden, wozu eine eingehende Untersuchung des Babys und eine Menge Papierkram gehören. »Gut«, sage ich und stoße mich vom Tisch ab, um Lucille, die Nachtschwester, aufzusuchen, die Brittany bei der Geburt begleitet hat.

Sie kommt mir zuvor, indem sie ins Schwesternzimmer tritt, als ich mir gerade die Hände wasche. »So, die gehört dir«, sagt sie und reicht mir Brittany Bauers Akte. »Sechszwanzigjährige G1, jetzt P1, Vaginalgeburt heute Morgen um halb sechs bei intaktem Perineum. Sie ist o+, Rötel-Antikörper, HepB und HIV negativ, GBS negativ. Schwangerschaftsdiabetes, bei der Kost berücksichtigt, ansonsten unkompliziert. Sie hat noch immer eine Infusionsnadel im linken Unterarm. Ich habe die Periduralanästhesie-Infusion abgehängt, aber sie ist noch nicht aufgestanden und du musst sie bitten, aufzustehen und auf die Toilette zu gehen. Ihre Blutung war gut, die Plazenta fest am Uterus.«

Ich öffne die Akte und überfliege die Notizen, präge mir die Details ein. »Davis«, lese ich. »So heißt das Baby?«

»Ja. Seine Vitalparameter sind normal, sein Blutzucker lag vor einer Stunde bei vierzig, weshalb wir versucht haben, ihn zum Trinken zu bewegen. Er hat an jeder Seite ein bisschen genuckelt, aber er spuckt, ist schläfrig und hat nicht viel zu sich genommen.«

»Wurden seine Augen und die Hüften schon untersucht?«

»Ja, und er hat Wasser gelassen, hatte aber noch keinen Stuhl. Ich habe ihn auch noch nicht gebadet, und die Neugeborenenuntersuchung steht noch aus.«

»Kein Problem«, sage ich. »War's das?«

»Der Dad heißt Turk«, meint Lucille zögernd. »Irgendetwas an ihm ... er ist ein wenig seltsam.«

»So wie Grusedad?« Letztes Jahr hatten wir einen Vater, der während der Entbindung seiner Frau mit der Lernkrankenschwester flirtete. Als sie am Ende dann doch einen Kaiserschnitt benötigte, blieb er nicht hinter der Abtrennung am Kopf seiner Frau stehen, sondern schlenderte durch den OP und sagte zu der Lernkrankenschwester: *Ist es hier drin wirklich so heiß, oder liegt das nur an Ihnen?*

»Nein, nicht so«, sagte Lucille. »Er verhält sich der Mutter gegenüber angemessen. Er ist einfach ... zwielichtig. Ich kann es nicht genau benennen, was mich an ihm stört.«

Ich war immer der Auffassung, dass ich, wäre ich keine Hebamme und Säuglingskrankenschwester geworden, ein großartiges Scharlatan-Medium hätte sein können. Wir sind geübt darin, unsere Patientinnen so genau zu studieren, dass wir, noch bevor sie es selbst merken, wissen, was sie brauchen. Und wir sind auch sehr gut darin, merkwürdige Schwingungen wahrzunehmen. Erst im vergangenen Monat läuteten bei mir die Alarmglocken, als eine geistig behinderte Frau mit einer älteren Ukrainerin zu uns kam, mit der sie sich in dem Lebensmittelladen angefreundet hatte, in dem sie arbeitete. Die Dynamik zwischen den beiden war höchst seltsam, und ich gab meiner Intuition nach und rief die Polizei. Wie sich herausstellte, hatte die Ukrainerin bereits in

Kentucky im Gefängnis gegessen, weil sie einer Frau mit Downsyndrom das Baby gestohlen hatte.

Aber als ich Brittany Bauers Zimmer zum ersten Mal betrete, bin ich unbesorgt. Ich sage mir: *Das krieg ich schon hin*. »Ich bin Ruth«, stelle ich mich vor. »Ich bin für heute Ihre Hebamme.« Ich gehe direkt auf Brittany zu und sehe lächelnd auf das Baby hinab, das sie in den Armen hält. »Das ist ja ein ganz Süßer! Wie heißt er denn?«, frage ich, obwohl ich es bereits weiß. Auf diese Weise versuche ich, ins Gespräch zu kommen und eine Verbindung zu der Patientin aufzubauen.

Brittany antwortet nicht. Sie sieht ihren Ehemann an, einen massigen Kerl, der auf der Stuhlkante sitzt. Er hat militärisch kurz geschorenes Haar und wippt mit dem Absatz seines einen Stiefels, als könnte er sich nicht ruhig halten. Ich begreife, was Lucille in ihm sah. Turk Bauer erinnert mich an eine Stromleitung, die während eines Sturms gerissen ist und nun über der Straße liegt und nur darauf wartet, dass jemand drankommt, damit sie Funken sprühen kann.

Auch wenn jemand schüchtern oder zurückhaltend ist – keiner, der gerade ein Baby bekommen hat, hält sich lang ruhig. Jeder *möchte* diesen Moment, der das ganze Leben verändert, mit anderen teilen. Jeder möchte die Wehen, die Geburt noch mal lebendig werden lassen und sich darüber austauschen, wie schön das Baby ist. Aber Brittany, nun, fast scheint es, als bräuchte sie eine Erlaubnis, um zu sprechen. *Gewalt in der Ehe?*, frage ich mich.

»Davis«, würgt sie hervor. »Er heißt Davis.«

»Schön, hallo Davis«, murmle ich und komme dem Bett näher. »Würde es Ihnen was ausmachen, wenn ich sein Herz und seine Lungen abhöre und die Temperatur nehme?«

Ihre Arme klammern sich fester um das Neugeborene und ziehen es an sich heran.

»Ich kann das gleich hier tun«, sage ich. »Sie müssen ihn nicht mal loslassen.«

Man muss mit neuen Eltern nachsichtig sein, vor allem bei solchen, denen man bereits gesagt hat, dass der Blutzuckerspiegel des Babys zu niedrig ist. Also schiebe ich das Thermometer unter Davis' Achselhöhle und nehme eine ganz normale Untersuchung vor. Ich betrachte die Wirbel seiner Haare – ein weißer Fleck kann auf einen Hörfehler hinweisen, ein sich abwechselndes Haarmuster kann ein Anzeichen von Stoffwechselproblemen sein. Ich presse mein Stethoskop gegen den Rücken des Babys und höre seine Lungen ab. Dann lasse ich eine Hand zwischen ihn und seine Mutter gleiten und höre sein Herz ab.

Zisch.

Das Geräusch ist so schwach, dass ich glaube, mich getäuscht zu haben.

Ich höre ihn erneut ab, vergewissere mich, dass es kein Zufall war, aber dieses leichte Surren nach dem Pulsschlag ist da.

Turk erhebt sich und ragt nun mit verschränkten Armen über mir auf.

Anspannung zeigt sich bei jedem Vater anders. Manchmal werden sie aggressiv. Als könnten sie das, was nicht stimmt, durch Wut beseitigen.

»Ich höre ein leichtes Rauschen«, sage ich vorsichtig. »Aber das muss nichts bedeuten. Zu einem so frühen Zeitpunkt entwickeln sich einzelne Teile des Herzens noch. Selbst wenn es tatsächlich ein Rauschen sein sollte, könnte es in ein paar Tagen verschwunden sein. Aber ich werde es notieren und dafür sorgen, dass der Kinderarzt ihn noch mal abhört.« Während ich rede, versuche ich, so ruhig wie möglich zu bleiben, und nehme einen weiteren Blutzuckertest vor. Es ist ein Akkucheck, und das bedeutet, dass wir sofort das Ergebnis sehen – diesmal liegt es bei 52. »Na, *das* sind ja gute Nachrichten«, sage ich, weil ich den Bauers etwas Positives mitteilen möchte, woran sie sich festhalten können. »Sein Blutzucker ist schon viel besser.« Ich gehe zum Waschbecken, lasse warmes Wasser laufen, fülle eine Plastikschüssel und stelle diese auf die Wärmeplatte. »Mit Davis geht es definitiv

aufwärts, und wahrscheinlich wird er sehr bald zu essen anfangen. Wie wär's, wenn ich ihn bade und seinen Kreislauf ein wenig in Schwung bringe und wir es dann noch mal mit Stillen versuchen?«

Ich hebe das Baby hoch. Indem ich den Eltern den Rücken zukehre, lege ich Davis auf die Wärmeplatte und beginne mit meiner Untersuchung. Während ich die Fontanellen am Kopf des Babys auf Suturlinien untersuche, um sicherzustellen, dass die Knochenplatten sich nicht überlagern, bekomme ich mit, wie Brittany und Turk miteinander tuscheln. Die Eltern sind besorgt, das ist normal. Es gibt viele Eltern, die eine medizinische Einschätzung durch eine Hebamme gar nicht hören wollen – sie müssen es von einem Arzt erfahren, um es zu glauben –, obwohl Hebammen oftmals die Ersten sind, die eine Macke oder ein Symptom erkennen. Ihre Kinderärztin ist Atkins, ich werde sie mit dem Pager anfunken, wenn ich mit der Untersuchung fertig bin, damit sie das Herz des Babys noch mal abhört.

Aber im Moment gilt meine ganze Aufmerksamkeit Davis. Ich untersuche ihn auf blaue Flecken im Gesicht, Hämatome oder eine abnormale Schädelform. Ich überprüfe die Handfurchen seiner winzigen Hände und die Anordnung der Ohren in Relation zu den Augen. Ich messe Kopfumfang und Körperlänge. Überprüfe ihn auf Spalten im Mund und an den Ohren. Ich taste seine Schlüsselbeine ab und stecke ihm den kleinen Finger in den Mund, um seinen Saugreflex zu testen. Ich verfolge das Auf und Ab der winzigen Balge seiner Brust, um mich zu vergewissern, dass der Atem nicht schwerfällig ist. Drücke ihm fest auf den Bauch, um zu tasten, ob er weich ist, überprüfe Finger und Zehen und halte Ausschau nach Ausschlag, Läsionen oder Geburtsmalen. Ich überprüfe, ob sich seine Testikel gesenkt haben, und untersuche ihn auf Hypospadien, taste, ob die Harnröhre dort ist, wo sie sein soll. Dann drehe ich ihn vorsichtig um und untersuche die Wurzel des Rückgrats auf Grübchen oder Haarbüschel oder irgendwelche anderen Anzeichen eines Neuralrohrdefekts.

Ich merke, dass das Getuschel hinter mir aufgehört hat. Aber

anstatt mich wohler zu fühlen, lässt mich das nichts Gutes erahnen. *Was mache ich ihrer Meinung nach falsch?*

Als ich ihn wieder umdrehe, fallen Davis fast die Augen zu. Es ist ganz normal, dass Babys ein paar Stunden nach der Geburt schläfrig werden, und deshalb werde ich ihn jetzt baden – ich möchte ihn lange genug wach halten, um ihn vielleicht füttern zu können. Auf der Wärmeplatte liegt ein Stapel Tücher. Mit geübten Bewegungen tauche ich eins davon ins warme Wasser und wasche das Baby von Kopf bis Fuß. Dann wickle ich Davis und hülle ihn rasch in ein Tuch wie ein Burrito, bevor ich ihm die Haare im Waschbecken mit ein wenig Shampoo wasche. Als Letztes lege ich ihm ein Identifikationsband um, das dem entspricht, das auch seine Eltern tragen, und befestige ein winziges ID-Band an seiner Fessel, das einen Alarm auslöst, sobald das Baby einem der Ausgänge zu nahe kommt.

Ich kann die Blicke der Eltern heiß auf meinem Rücken spüren und drehe mich mit einem aufgesetzten Lächeln zu ihnen um. »So«, sage ich und reiche Brittany das Kind an. »Blitzsauber. Und jetzt wollen wir doch mal sehen, ob das mit dem Stillen klappt.«

Ich strecke die Hände aus, um das Baby in Position zu bringen, aber Brittany zuckt zurück.

»Bleiben Sie weg von ihr«, sagt Turk Bauer. »Ich möchte mit Ihrer Vorgesetzten sprechen.«

Das sind die ersten Worte, die er in diesen zwanzig Minuten, die ich mit ihm und seiner Familie hier im Raum war, an mich gerichtet hat, und sie vermitteln mir unterschwellig seine Unzufriedenheit. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er Marie nicht sagen möchte, wie hervorragend ich meine Arbeit gemacht habe. Aber ich nicke knapp, verlasse den Raum und gehe noch einmal in Gedanken alle meine Worte und Gesten seit dem Zeitpunkt durch, als ich mich Brittany Bauer vorgestellt habe. Ich trete vor den Schreibtisch, an dem Marie ein Patientenblatt ausfüllt. »Wir haben ein Problem in Zimmer 5«, sage ich und versuche dabei, meine Stimme zu kontrollieren. »Der Vater möchte dich sehen.«

»Was ist passiert?«, erkundigt sich Marie.

»Rein gar nichts«, erwidere ich und weiß, dass es die Wahrheit ist. Ich bin eine gute Hebamme. Manchmal auch eine hervorragende. Ich habe mich um dieses Kind so gekümmert, wie ich mich um jedes Neugeborene auf dieser Station gekümmert hätte. »Ich sagte ihnen, ich hätte ein leises Rauschen gehört und werde die Kinderärztin kontaktieren. Außerdem habe ich das Baby gebadet und untersucht.«

Aber offenbar gelingt es mir nicht ganz, meine Gefühle zu unterdrücken, denn Marie sieht mich mitfühlend an. »Vielleicht machen sie sich Sorgen um das Herz des Babys«, sagt sie.

Ich bin direkt einen Schritt hinter ihr, als wir das Zimmer betreten, und so bleibt mir die Erleichterung, die sich auf den Gesichtern der Eltern breitmacht, als sie Marie sehen, nicht verborgen. »Wie ich höre, möchten Sie mich sprechen Mr. Bauer?«, sagt sie.

»Diese Krankenschwester«, sagt Turk. »Ich möchte nicht, dass sie meinen Sohn noch mal anfasst.«

Ich kann die Hitze spüren, die sich vom Kragen meines Kittels bis hinauf zu meinen Haarwurzeln ausbreitet. Vor der Vorgesetzten von einem Patienten abgekanzelt zu werden, ist nie angenehm.

Marie richtet sich auf, ihr Rücken wird steif. »Ich kann Ihnen versichern, dass Ruth eine der besten Krankenschwestern ist, die wir haben, Mr. Bauer. Wenn Sie also eine formale Beschwerde ...«

»Ich möchte nicht, dass sie oder auch jede andere, die aussieht wie sie, meinen Sohn anfasst«, unterbricht sie der Vater und verschränkt dabei die Arme vor seiner Brust. Er hat in der Zwischenzeit seine Ärmel hochgeschoben. Vom Handgelenk bis zum Ellbogen zieht sich das Tattoo einer Flagge der Konföderierten.

Marie verschlägt es die Sprache.

Einen Moment lang bin ich fassungslos und verstehe gar nichts. Und dann trifft es mich mit der Wucht eines Schlags: Sie haben kein Problem mit dem, was ich getan habe.

Nur mit mir als Person.

Turk

Der erste Nigger, dem ich je begegnet bin, hat meinen älteren Bruder getötet. Während ich in einem Gerichtssaal in Vermont zwischen meinen Eltern saß und kaum Luft bekam, weil mir der steife Kragen meines Hemds den Hals zuschnürte, stritten sich Männer in Roben und zeigten auf Diagramme von Autos und Bremsspuren. Ich war elf, Tanner sechzehn. Vor gerade mal zwei Monaten hatte er seinen Führerschein gemacht. Zur Feier des Tages hatte meine Mutter ihm einen Kuchen gebacken und mit Fruchtgummischlangen einen Highway darübergerlegt, auf dem eins meiner alten Matchbox-Autos stand. Der Kerl, der ihn getötet hatte, stammte aus Massachusetts und war älter als mein Vater. Seine Haut war dunkler als das Holz des Zeugenstands, in dem er den größten Teil der Verhandlung zubrachte, und seine Zähne blendeten fast im Kontrast dazu. Ich musste ihn ständig anstarren.

Die Geschworenen konnten sich nicht auf einen Schuldspruch einigen, und so verließ der Kerl den Gerichtssaal als freier Mann. Meine Mutter brach völlig zusammen, kreischte und lamentierte wegen ihres Babys und über die Justiz. Der Mörder schüttelte seinem Anwalt die Hand, drehte sich dann um und kam auf uns zu, sodass wir nur noch durch die Absperrung von ihm getrennt waren. »Mrs. Bauer«, sagte er, »es tut mir so leid, dass Sie Ihren Sohn verloren haben.«

Als hätte er überhaupt nichts damit zu tun.

Meine Mutter hörte auf zu schluchzen, spitzte die Lippen und spuckte ihn an.

Auf diesen Moment haben Brit und ich schon immer gewartet.

Ich lenke den Pick-up mit nur einer Hand, weil die andere auf der Sitzbank zwischen uns liegt, wo Brit sie jedes Mal drückt, wenn eine Wehe sie überrollt. Mir ist klar, dass es verdammt wehtut, aber Brit kneift nur die Augen zusammen und beißt die Zähne aufeinander. Das überrascht mich nicht – ich meine, ich habe sie einem Bohnenfresser einen Zahn ausschlagen sehen, weil er ihr vor einem Supermarkt mit dem Einkaufswagen, über den er die Kontrolle verloren hatte, eine Beule ins Auto gefahren hat –, aber ich denke nicht, dass sie jemals so schön war wie in diesem Moment, stark und schweigend.

Wenn wir an einer roten Ampel anhalten müssen, schiele ich auf ihr Profil. Wir sind seit zwei Jahren verheiratet, aber ich kann noch immer nicht glauben, dass Brit die meine ist. Erstens ist sie das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen habe, und was ihren Gang betrifft, steht sie einer königlichen Hoheit in nichts nach. Ihr dunkles Haar schlängelt sich wie ein geringeltes Tau über den Rücken, die Wangen sind gerötet. Sie atmet stoßweise, als würde sie einen Marathon laufen. Plötzlich wendet sie sich mir zu, die Augen strahlend blau, wie das Herz einer Flamme, und keucht.

»Keiner hat gesagt, dass es so hart sein würde.«

Ich drücke ihr die Hand, was nicht einfach ist, denn sie quetscht meine bereits bis zum Schmerzpunkt zusammen. »Dieser Krieger«, sage ich zu ihr, »wird genauso stark sein wie seine Mama.« Jahrelang hat man mir beigebracht, dass Gott Soldaten braucht. Dass wir die Engel in diesem Rassenkampf sind und ohne uns die Welt wieder in ein einziges Sodom und Gomorra zerfiele. Francis – Brits legendärer Dad – stellte sich vor die Fresh-cuts, die Skinhead-Neulinge, und predigte ihnen von der Notwendigkeit, unsere Anzahl zu erhöhen, damit wir zurückgeschlagen konnten. Aber jetzt, in diesem Moment, wo Brit und

ich kurz davorstehen, ein Baby auf die Welt zu bringen, halten sich Triumph und Schrecken bei mir die Waage. Denn so sehr ich mich auch bemüht habe, dieser Ort ist noch immer eine Jauchegrube. Im Moment ist mein Baby perfekt. Aber vom Augenblick seiner Ankunft an ist es dazu verdammt, befleckt zu werden.

»Turk!«, schreit Brittany.

Wie ein Verrückter schlage ich das Lenkrad nach links ein, fast hätte ich die Einfahrt zum Krankenhaus verpasst. »Was hältst du von *Thor*?«, spreche ich sie auf Babynamen an, um Brit von ihren Schmerzen abzulenken. Einer der Jungs, die ich über Twitter kenne, hat gerade ein Kind bekommen und es Loki genannt. Unter den älteren Mitgliedern gibt es einige, die große Stücke auf die nordische Mythologie halten, und obwohl wir uns inzwischen in kleinere Zellen aufgeteilt haben, halten alte Gewohnheiten sich hartnäckig.

»Oder *Batman* oder *Green Lantern*?«, blafft Brittany. »Ich nenne mein Kind nicht nach einer Cartoonfigur.« Sie zuckt zusammen, als die nächste Wehe einsetzt. »Und wenn es nun ein Mädchen ist?«

»*Wonder Woman*«, schlage ich vor. »Nach seiner Mutter.«

Nach dem Tod meines Bruders brach alles auseinander. Es war, als hätte dieser Prozess die äußerste Hautschicht weggerissen, sodass meine Familie nur noch aus einer Menge Blut und Eingeweiden bestand und von nichts mehr zusammengehalten wurde. Mein Vater trennte sich und lebte von da an in einer Wohnung, in der alles grün war – die Wände, der Teppich, die Toilette, der Herd –, und jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, hatte ich ein mulmiges Gefühl. Meine Mutter fing zu trinken an – ein Glas Wein zum Mittagessen und dann die ganze Flasche. Ihren Job als Assistentin an der Grundschule verlor sie, als sie auf dem Spielplatz umkippte und ihr Schützling – ein Kind mit Downsyndrom – von der Schaukel fiel und sich das Handgelenk brach. Eine Woche später packten wir unsere Habseligkeiten in einen Umzugslaster und zogen zu meinem Großvater.

Großpapa war ein Veteran, für den der Krieg nie aufgehört hatte. Ich kannte ihn nicht gut, weil er meinen Dad nicht hatte leiden können, aber nachdem dieses Hindernis aus dem Weg geräumt war, sah er es als seine Aufgabe an, mich auf die Art und Weise zu erziehen, wie ich schon immer hätte erzogen werden sollen. Meine Eltern, so meinte er, seien zu nachsichtig mit mir umgegangen, und ich sei ein Weichei. Er werde mich stählen. Und so weckte er mich an den Wochenenden in der Morgendämmerung und schleppte mich mit in den Wald zum Basistraining, wie er es nannte. Ich lernte, giftige Beeren von essbaren zu unterscheiden. Ich war in der Lage, Exkreme zu identifizieren, sodass ich Tiere aufspüren konnte. Ich konnte anhand des Sonnenstands die Uhrzeit bestimmen. Es war ein wenig wie bei den Pfadfindern, nur dass die Lektionen meines Großvaters noch mit Geschichten über die Schlitzaugen gewürzt waren, gegen die er in Vietnam gekämpft hatte, von Dschungeln, die einen verschlingen, wenn man nicht aufpasste, und vom Geruch eines bei lebendigem Leib verbrannten Mannes.

An einem Wochenende beschloss er, mit mir zelten zu gehen. Dass es draußen minus vierzehn Grad hatte und Schnee vorhergesagt war, zählte nicht. Wir fuhren an den Rand des Northeast Kingdom, nahe der kanadischen Grenze. Ich musste auf die Toilette, und als ich zurückkam, war mein Großvater weg.

Sein Lieferwagen, den er neben einer Tanksäule geparkt hatte, war auch nicht mehr da. Der einzige Hinweis darauf, dass er überhaupt hier gewesen war, waren die Reifenabdrücke im Schnee. Er war mit meinem Rucksack, meinem Schlafsack und dem Zelt abgehauen. Ich ging zurück in die Tankstelle und fragte die Angestellte, ob sie mir sagen könne, was aus dem Mann in dem blauen Lieferwagen geworden sei, aber sie schüttelte nur den Kopf. »Comment?«, fragte sie und gab vor, kein Englisch zu sprechen, obwohl wir uns eigentlich noch in Vermont befanden.

Ich trug meinen Mantel, aber weder Mütze noch Handschuhe – die lagen noch im Lieferwagen. Ich zählte die sieben-

undsechzig Cents, die ich in der Tasche hatte. Dann wartete ich, bis ein weiterer Kunde die Tankstelle betrat und ich, während die Frau an der Kasse beschäftigt war, ein Paar Handschuhe und eine Mütze in Jägerorange und eine Flasche Wasser klauen konnte.

Ich brauchte fünf Stunden, bis ich meinen Großvater aufgespürt hatte – indem ich mir einerseits den Kopf darüber zerbrach, mit welchen Richtungsangaben er mich am Morgen bombardiert hatte, als ich noch im Halbschlaf war, und zugleich nach Anhaltspunkten Ausschau hielt, während ich den Highway entlanglief – wie etwa das Verpackungspapier des Tabaks, den er gern kaute, und einen meiner Handschuhe. Als ich den neben der Straße geparkten Lieferwagen fand und seinen Fußabdrücken im Schnee folgen konnte, die in den Wald hineinführten, war mir nicht mehr kalt. Wut ist, wie sich herausstellte, eine erneuerbare Energiequelle.

Er stand über ein Lagerfeuer gebeugt, als ich die Lichtung betrat. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich auf ihn zu und schubste ihn, sodass er fast in die brennenden Holzscheite fiel. »Du Mistkerl«, schrie ich. »Du kannst doch nicht einfach vor mir weglaufen.«

»Warum nicht? Wenn ich keinen Mann aus dir mache, wer zum Teufel dann?«, fragte er.

Obwohl er doppelt so groß war wie ich, packte ich ihn am Kragen seiner Jacke und zog ihn hoch. Ich holte mit der Faust aus, aber er packte meine Hand, bevor ich zuschlagen konnte.

»Du möchtest kämpfen?«, fragte er, wich zurück und umkreiste mich.

Mein Vater hatte mir beigebracht, wie man jemandem einen Schlag verpasste. Lass den Daumen aus der Faust herausragen und drehe das Handgelenk erst kurz bevor du zuschlägst. Es war jedoch alles nur Gerede – ich hatte in meinem Leben noch nie jemanden geschlagen.

Jetzt holte ich aus und ließ die Faust wie einen Pfeil nach vorn schießen, nur dass mein Großvater mir den Arm auf den Rücken drehte. Sein Atem blies mir heiß ins Ohr.

»Hat dir das dein Schlappschwanz von einem Vater beigebracht?«

Ich wehrte mich, aber er hielt mich fest.

»Willst du wissen, wie man kämpft? Oder willst du wissen, wie man *gewinnt*?«

Ich biss die Zähne zusammen. »Ich... will... gewinnen«, presste ich heraus.

Nach und nach lockerte er den Griff, hielt aber meine linke Schulter mit einer Hand umklammert.

»Du bist klein, also kommst du richtig tief an. Du wirst mich mit deinem Körper in die Irre führen, und ich rechne damit, dass du den Schlag nach oben ausführst. Wenn ich mich ducke, wird deine Faust mich im Gesicht treffen, und das bedeutet, dass ich aufrecht bleibe und eine große Angriffsfläche biete. Das Letzte, womit ich rechne, ist, dass du den Schlag über die Schulter ausführst, und zwar so.«

Er hob die rechte Faust, schwang sie in einem schwindelerregenden Bogen und stoppte, kurz bevor sie meinen Wangenknochen traf. Dann ließ er von mir ab und trat einen Schritt zurück. »Na los.«

Ich starrte ihn bloß an.

So fühlt es sich an, wenn man jemanden zusammenschlägt: wie ein Gummiband, das so weit gedehnt wird, bis es schmerzt und zu zittern anfängt. Und wenn du dann den Schlag ausführst, wenn du das Band loslässt, knallt er mit voller Wucht. Du stehst in Flammen und hast nicht einmal gemerkt, dass du entflammbar bist.

Blut spritzte aus der Nase meines Großvaters in den Schnee, legte sich über sein Lächeln. »Genau so, mein Junge«, sagte er.

Jedes Mal, wenn Brit während der Wehen aufsteht, werden die Kontraktionen so heftig, dass die Hebamme – eine Rothaarige namens Lucille – ihr sagt, sie solle sich wieder hinlegen. Aber sobald sie das tut, hören die Kontraktionen auf, und Lucille rät, sich

wieder zu bewegen. Es ist ein Teufelskreis, der jetzt bereits sieben Stunden andauert, und ich frage mich langsam, ob das Kind erst ein Teenager werden will, bevor es sich entschließt, auf die Welt zu kommen.

Aber das behalte ich natürlich für mich.

Ich habe Brit festgehalten, während ein Anästhesist ihr eine Periduralanästhesie gab – um die sie gebettelt hat, was mich völlig überraschte, da wir eine natürliche Geburt ohne Drogen geplant hatten. Angloamerikaner wie wir lassen die Finger davon, die große Mehrheit der Leute in der Bewegung hat nur Verachtung für die Abhängigen. Während sie sich über das Bett beugt und der Arzt ihr Rückgrat abtastet, frage ich sie leise, ob das eine gute Idee ist. *Wenn du das Baby bekommst*, erwiderte Brit darauf, *kannst du das entscheiden*.

Und ich muss zugeben, dass das, was sie ihr da in die Venen gepumpt haben, tatsächlich geholfen hat. Sie ist ans Bett gefesselt, aber sie windet sich nicht mehr. Sie erzählte mir, dass sie unterhalb ihres Bauchnabels kein Gefühl mehr habe. Und sie, wäre sie nicht mit mir verheiratet, dem Anästhesisten einen Heiratsantrag machen würde.

Lucille kommt herein und überprüft den Ausdruck der Maschine, an die sie Brit angeschlossen hat und die den Herzschlag des Babys misst. »Sie machen das ganz großartig«, sagt sie, doch ich wette, das sagt sie zu jeder. Ich schalte ab, während sie mit Brit spricht – nicht weil es mir egal wäre, aber weil es nur um irgendwas Mechanisches geht, an das man gar nicht denken möchte, wenn man seine Frau auch wieder sexy sehen will –, und dann höre ich Lucille zu Brit sagen, es sei nun an der Zeit zu pressen.

Brit nimmt Blickkontakt zu mir auf. »Babe?«, sagt sie, aber das nächste Wort bleibt ihr im Hals stecken, und sie kann nicht mehr aussprechen, was sie sagen möchte.

Ich merke, dass sie Angst hat. Diese furchtlose Frau hat tatsächlich Angst vor dem, was als Nächstes kommt. Ich verschränke

die Finger mit ihren. »Ich bin bei dir«, versichere ich ihr, obwohl ich genauso große Angst habe.

Und wenn sich nun zwischen Brit und mir alles verändert?

Was, wenn dieses Baby kommt und ich gar nichts für es empfinde?

Wenn ich mich als lausiges Rollenmodell entpuppe? Als lausiger Vater?

»Wenn Sie das nächste Mal eine Kontraktion spüren«, sagt Lucille, »dann möchte ich, dass Sie pressen.« Sie blickt zu mir hoch. »Und der Vater stellt sich jetzt hinter Sie, und wenn die Kontraktion kommt, dann helfen Sie ihr, sich aufzusetzen, damit sie pressen kann.«

Ich bin dankbar für diese Anweisung. *Das* ist etwas, was ich tun kann. Als Brits Gesicht rot anläuft und ihr Körper sich wie ein Bogen biegt, umfasse ich ihre Schultern. Sie stößt einen tiefen gutturalen Laut aus, als läge sie in den letzten Zügen. »Tief einatmen«, weist Lucille sie an. »Sie befinden sich am Höhepunkt der Kontraktion ... legen Sie jetzt das Kinn auf die Brust und pressen Sie fest nach unten ins Gesäß ...«

Dann wird Brit mit einem Seufzer ganz schlaff und windet sich unter mir weg, als ertrüge sie es nicht mehr, meine Hände zu spüren. »Lass mich los«, sagt sie.

Lucille winkt mich heran. »Sie meint es nicht so.«

»Einen Teufel meine ich«, geifert Brit, während die nächste Wehe kommt.

Lucille sieht mich fragend an. »Stellen Sie sich mal hier hin«, schlägt sie vor. »Ich werde jetzt Brits linkes Bein halten und Sie ihr rechtes ...«

Es ist ein Marathon, kein Sprint. Eine Stunde später kleben Brits Haare an der Stirn, der Zopf ist verfilzt. Mit den Fingernägeln hat sie mir kleine Monde in den Handrücken gegraben, und wenn sie etwas sagt, ergibt es keinen Sinn mehr. Ich weiß nicht, wie viel jeder von uns noch aushält. Aber dann richten sich während einer langen Wehe Lucilles Schultern aus, und ihr Ge-

sichtsausdruck verändert sich. »Moment mal«, sagt Lucille und piepst den Arzt an. »Ich möchte, dass Sie jetzt ein paar langsame Atemzüge machen, Brit... und sich darauf vorbereiten, Mutter zu werden.«

Es dauert nur wenige Minuten, da kommt der Geburtshelfer ins Zimmer gestürmt und streift sich ein Paar Latexhandschuhe über, aber der Versuch, Brit vom Pressen abzuhalten, ist so vergeblich wie der, mit einem einzigen Sandsack eine Gezeitenwelle aufhalten zu wollen. »Hallo, Mrs. Bauer«, sagt der Arzt. »Lassen Sie uns das Baby holen.« Er nimmt auf einem Hocker Platz, während Brits Körper sich wieder anspannt. Und während ich nach unten schaue, steigt die Stirn unseres Babys wie ein Mond über das Tal ihrer Beine.

Es ist blau. Wo vor einem Atemzug noch nichts war, ist jetzt ein vollkommen runder Kopf von der Größe eines Softballs, und er ist blau.

Voller Panik schaue ich in Brits Gesicht, aber ihre Lider sind vor Anstrengung zusammengepresst. Die Wut, die in meinem Blut immer leise vor sich hin zu köcheln scheint, fängt an überzuschäumen. *Die versuchen, uns hier reinzulegen. Die lügen. Diese gottverdammten...*

Und dann schreit das Baby. In einer Flut aus Blut und Flüssigkeit flutscht es in diese Welt, schreit und boxt mit seinen winzigen Fäusten in die Luft und wird rosig. Sie legen mein Baby – *meinen Sohn* – auf Brits Brust und reiben es mit einem Tuch ab. Sie schluchzt, und ich schluchze ebenso. Brits Blick ist auf das Baby gerichtet. »Sieh nur, was wir gemacht haben Turk.«

»Er ist perfekt«, flüstere ich an ihrer Haut. »*Du* bist perfekt.« Sie legt eine Hand um den Kopf des Neugeborenen, als wären wir ein Stromkreis, der sich jetzt geschlossen hat. Als könnten wir die Welt mit Strom versorgen.

Als ich fünfzehn war, fiel mein Großvater wie ein Stein in der Dusche um und verstarb an einem Herzinfarkt. Ich reagierte

darauf, wie ich damals auf alles reagierte – indem ich mich in Schwierigkeiten brachte. Keiner schien zu wissen, wie er mit mir fertigwerden sollte – weder meine Mutter, die so sehr dahinschwand, dass sie manchmal mit den Wänden eins zu werden schien und ich an ihr vorbeilief, ohne zu bemerken, dass sie im Zimmer war; und auch nicht mein Dad, der jetzt in Brattleboro lebte und Autos bei einem Honda-Händler verkaufte.

Raine Tesco lernte ich kennen, als ich im Sommer nach meinem ersten Jahr auf der Highschool einen Monat bei Dad verbrachte. Greg, der Freund meines Vaters, betrieb ein Alternativcafé (Was sollte das eigentlich sein? Dass es dort Tee gab?) und hatte mir einen Teilzeitjob angeboten. Eigentlich war ich noch zu jung zum Arbeiten, weshalb Greg mich unter der Hand dafür bezahlte, dass ich Dinge tat, wie den Vorratsraum aufräumen und Einkäufe erledigen. Raine war ein Barista, dessen ganzer Arm ein einziges Tattoo war und der während jeder Pause unablässig rauchte. Seinem sechs Pfund schweren Chihuahua namens Meat hatte er ebenfalls beigebracht, eine Zigarette zu paffen.

Raine war der erste Mensch, der mich wirklich beeindruckte. Unsere erste Begegnung hatten wir hinter dem Café, wo er mir, als ich den Müll zur Tonne brachte, eine Zigarette anbot – obwohl ich noch ein Kind war. Ich gab vor zu wissen, was ich tat, und als ich mir die Lungen aus dem Leib hustete, machte er sich nicht lustig über mich. »Ich möchte nicht in deiner Haut stecken, Kumpel«, sagte er, worauf ich nickte. »Ich meine, dein Dad...?« Er verzog das Gesicht und präsentierte mir eine perfekte Imitation meines Vaters, wenn dieser Kaffee ohne Schaum mit fettfreier Sojamilch bestellte.

Jedes Mal, wenn ich zu meinem Vater auf Besuch kam, nahm Raine sich Zeit, mich zu treffen. Ich unterhielt mich gern mit ihm darüber, wie ungerecht es war, dass ich nachsitzen musste, weil ich ein Kind verdroschen hatte, das meine Mutter eine Säuerin genannt hatte. Er meinte dazu, das Problem sei nicht ich, sondern meine Lehrer, denen offenbar entging, wie viel Potenzial in mir

steckte und wie schlau ich war. Er gab mir Bücher zu lesen wie *The Turner Diaries*, um mir zu zeigen, dass ich nicht der Einzige war, der das Gefühl hatte, dass man sich gegen ihn verschworen, um ihn klein zu halten. Auch eine CD bekam ich von ihm, mit Musik von rassistischen Bands, die sich anhörten, als würden Nägel eingeschlagen. Wir fuhren in seinem Auto durch die Gegend, und er ließ sich darüber aus, dass die großen Sender allesamt jüdische Nachnamen wie Moonves und Zucker hatten und uns mit Nachrichten fütterten, damit wir ihnen alles glaubten, was sie uns glauben machen wollten. Er sprach mit mir über Dinge, die andere Leute vielleicht dachten, aber nicht den Mut aufbrachten, sie öffentlich zur Sprache zu bringen.

Sollte jemand es merkwürdig gefunden haben, dass ein Zwanzigjähriger mit einem fünfzehnjährigen Teenager abhing, gab es dazu keinen Kommentar. Vermutlich waren meine Eltern erleichtert zu wissen, dass ich, wenn ich mit Raine zusammen war, nicht aktiv jemanden zusammenschlug oder die Schule schwänzte oder mich sonst in irgendwelche Schwierigkeiten brachte. Und so sagte ich sofort begeistert zu, als er mich zu einem Festival einlud, auf dem ich einige seiner Freunde kennenlernen würde. »Gibt es da auch Bands?«, fragte ich, weil ich davon ausging, dass es sich um eine der Musikveranstaltungen handelte, die im Juli in ganz Vermont stattfanden.

»Ja, aber es ist eher so was wie ein Sommerlager«, erklärte Raine. »Ich hab allen erzählt, dass du mitkommst. Die sind ganz wild darauf, dich kennenzulernen.«

Keiner war jemals wild darauf, mich kennenzulernen, weshalb ich ziemlich aufgekratzt war. Und so saß ich dann mit einem Rucksack und einem Schlafsack und Meat, dem Chihuahua, auf dem Schoß an diesem Samstag auf dem Beifahrersitz, während Raine seine Freunde abholte – die alle meinen Namen kannten, als hätte Raine tatsächlich mit ihnen über mich gesprochen. Sie trugen alle schwarze Shirts mit einem Logo auf der Brust: NADS.

»Wofür steht das?«, fragte ich.

»North American Death Squad«, sagte Raine. »Das ist unser Ding.«

Ich wünschte mir nichts mehr, als auch so ein T-Shirt zu tragen. »Und was macht man, um dazuzugehören?«, erkundigte ich mich so beiläufig wie möglich.

Einer der anderen Typen lachte. »Man wird gefragt«, sagte er.

Und in diesem Moment beschloss ich, alles zu tun, was nötig war, um diese Einladung zu bekommen.

Wir fuhren etwa eine Stunde, dann bog Raine an einer Ausfahrt ab und folgte einem handgeschriebenen Schild, das an einem Stock angebracht war und auf dem einfach nur IE stand. Es gab mehr Schilder dieser Art, die inmitten von Maisfeldern eine Abzweigung anzeigten und an verfallenen Gehöften vorbei und einmal sogar über eine Kuhweide führten. Als wir eine Anhöhe erreichten, sah ich an die hundert in einem schlammigen Feld geparkte Autos.

Es hatte was von einem Rummel. Es gab eine Bühne, und eine Band spielte so laut, dass mein Herz dazu den Backbeat schlug. Familien liefen umher und aßen Würstchen im Maisteig und fetttriefendes Schmalzgebäck, Kleinkinder mit T-Shirts, auf denen stand: ICH BIN DAS WEISSE KIND, FÜR DAS IHR DIE RASSE SICHERT!, balancierten auf den Schultern ihrer Väter. Meat wuselte an der Leine um meine Beine und verhedderte sich, als er das Popcorn verputzte, das zu Boden gefallen war. Ein Typ klopfte Raine auf die Schulter und begrüßte ihn mit einem überschwänglichen Hallo, und ich lief ein paar Schritte weiter zu einem Schießstand.

Ein dicker Mann mit raupenartigen Augenbrauen grinste mich an. »Willst du's mal ausprobieren Junge?«

Ich sah einen Jungen etwa meines Alters, der auf eine Zielscheibe schoss, die an einem Haufen Baumstämme lehnte. Er gab die halbautomatische Browning dem alten Mann zurück und ging dann, um sich seine Zielscheibe zu holen. Die Vorlage zeigte das Profil eines Mannes mit übertriebener Hakennase. »Sieht ganz

danach aus, als hättest du diesen Juden umgebracht, Gunther«, meinte der Mann und grinste. Dann nahm er Meat in die Arme und deutete auf den Tisch. »Ich halte den Köter«, sagte er zu mir. »Und du suchst dir aus, worauf du zielen möchtest.«

Es gab einen ganzen Stapel Zielscheiben: weitere jüdische Profilbilder, aber auch die von Schwarzen mit übertrieben wulstigen Lippen und niedriger Stirn. Es gab auch eine mit Martin Luther King jr., über dessen Kopf die Worte MEIN TRAUM IST WAHR GEWORDEN standen.

Einen kurzen Moment wurde mir übel. Die Bilder erinnerten mich an politische Karikaturen, mit denen wir uns im Geschichtsunterricht beschäftigt hatten, krasse Übertreibungen, die zu Weltkriegen geführt hatten. Ich fragte mich, was das für Firmen waren, die derartige Zielscheiben herstellten, denn mit Sicherheit wurden sie nicht in der Jagdabteilung von Wal-Mart verkauft. Es war, als gäbe es da eine Geheimgesellschaft, von deren Existenz ich nichts gewusst hatte und für die man mir gerade erst den Zugangscode zugeflüstert hatte.

Ich nahm mir eine Zielscheibe, auf der ein Buschafrikaner die Grenzen der Zielringe durchbrach. Der Mann klammerte sie an eine Wäscheleine. »Man erkennt gar nicht, ob er einen Umriss hat ...« Er kicherte, setzte Meat auf dem Tisch ab, der sofort die Zielscheiben beschnüffelte, und befestigte meine am Rand der aufgeschichteten Baumstümpfe. »Weißt du, wie man mit einer Waffe umgeht?«, fragte er.

Ich hatte schon mal mit der Handfeuerwaffe meines Großvaters geschossen, aber noch nie mit einer Waffe wie dieser. Ich ließ mir von dem Mann erklären, wie die Waffe funktioniere, setzte dann die Kopfhörer und die Schutzbrille auf, drückte mir den Schaft gegen die Schulter, zielte und drückte ab. Eine Gewehrsalve wie ein Hustenanfall ging los.

Der Lärm machte Raine auf mich aufmerksam, und er klatschte beeindruckt, als die zurückgeholte Zielscheibe drei saubere Schüsse in die Stirn zeigte. »Sieh mal einer an«, sagte er. »Ein Naturtalent.«

Raine faltete die Zielscheibe und steckte sie sich in die Gesäßtasche, um seinen Freunden später zu zeigen, welcher gute Schütze ich war. Ich nahm wieder Meats Leine, und wir schlenderten über das Versammlungsgelände. Auf der Bühne präsentierte sich ein Mann. Seine Ausstrahlung war so bezaubernd, dass die Stimme wie ein Magnet wirkte und ich mich zu ihm hingezogen fühlte, um besser sehen zu können.

»Ich möchte euch allen eine kleine Geschichte erzählen«, sagte der Mann. »Es gab da einen Nigger in New York City, natürlich obdachlos. Er lief durch den Central Park, und mehrere Leute hörten ihn geifern, er werde einem Weißen im Schlaf einen Fausthieb verpassen. Aber die Leute dort, die kapierten gar nicht, dass wir uns im Krieg befinden. Dass wir unsere Rasse schützen. Also handelten sie nicht. Sie ignorierten die Drohungen und taten sie als Raserei eines Verrückten ab. Und was geschah? Dieses wilde Tier näherte sich einem weißen Anglo – einem Mann wie du vielleicht oder wie ich, der nichts weiter tat, als ein gottgefälliges Leben zu führen –, einem Mann, der für seine neunzigjährige Mutter sorgte. Dieses wilde Tier also schlug den Mann, und der fiel zu Boden, schlug mit dem Kopf auf dem Pflaster auf und starb. Dieser weiße Mann, der nichts weiter getan hatte, als im Park spazieren zu gehen, erlitt eine tödliche Verletzung. Und jetzt frage ich euch: Was geschah mit dem Nigger? Nun meine Brüder und Schwestern ... *absolut nichts*.«

Ich musste an den Mörder meines Bruders denken, der als freier Mann den Gerichtssaal verließ. Ich sah, wie die Menschen um mich herum nickten und klatschten, und sagte mir: *Ich bin nicht allein*.

»Wer ist das?«, wollte ich wissen.

»Francis Mitchum«, murmelte Raine. »Er gehört zur alten Garde. Aber er ist fast so was wie ein Mythos.« Er sprach den Namen des Sprechers aus, wie ein gläubiger Mensch von Gott sprach – teils Flüstern, teils Gebet. »Siehst du das Spinnennetz an seinem Ellbogen? Ein solches Tattoo kriegst du erst, wenn du

jemanden umgebracht hast. Für jeden Mord bekommst du eine Fliege tätowiert.« Raine hielt inne. »Mitchum hat *zehn* davon.«

»Warum werden Nigger nie wegen ihrer Hassverbrechen verurteilt?«, fragte Mitchum, eine rhetorische Frage. »Warum bekommen sie eine Freikarte? Ohne Hilfe der Weißen wären sie doch noch nicht mal domestiziert. Seht euch bloß an, woher sie kommen in Afrika. Dort gibt es keine zivilisierten Regierungen. Im Sudan schlachten sie sich gegenseitig ab. Die Hutus töten die Tutsis. Und in unserem Land machen sie es genauso. Die Gangs in ihren Städten – das ist nichts weiter als Stammeskrieg unter Niggern. Und jetzt haben sie es auf die Anglos abgesehen. *Weil sie wissen, dass sie ungeschoren davonkommen.*« Als er in die Menge blickte, schwoll seine Stimme an. »Einen Nigger zu töten, ist dasselbe, wie ein Reh zu töten.« Dann machte er eine Pause. »Nein, das nehme ich zurück. Wild kann man wenigstens *essen.*«

Viele Jahre später wurde mir klar, dass bei diesem ersten Mal, als ich das Invisible Empire Camp besuchte – das erste Mal, als ich Francis Mitchum sprechen hörte –, auch Brit dort gewesen sein muss, als Begleitung ihres Vaters. Ich male mir gern aus, dass sie mir direkt gegenüber auf der anderen Seite dieser Bühne stand und ihm zuhörte, wie er die Menge hypnotisierte. Dass wir uns vielleicht beim Zuckerwattestand im Vorbeigehen begegnet sind oder Seite an Seite standen, als die Funken des brennenden Kreuzes in den Nachthimmel schossen.

Dass wir füreinander bestimmt waren.

Eine Stunde lang werfen Brit und ich uns Namen zu wie Werfer beim Baseball: Robert, Ajax, Will, Garth, Erik, Odin. Jedes Mal, wenn ich glaube, mir sei etwas Starkes, Arisches eingefallen, erinnert es Brit an ein Kind in ihrer Klasse mit diesem Namen, das Kleister aß oder in seine Tuba kotzte. Und jedes Mal, wenn sie einen Namen vorschlägt, der ihr gefällt, erinnert er mich an irgendein Arschloch, das mir über den Weg gelaufen ist.

Als mir endlich der Richtige einfällt, unaufdringlich wie ein

Blitzschlag, blicke ich auf das schlafende Gesicht meines Sohnes und flüstere ihm: Davis. Der Nachname des Präsidenten der Konföderierten.

Brit kaut auf dem Wort herum. »Der ist anders.«

»Anders ist gut.«

»Davis, aber nicht Jefferson«, stellt sie klar.

»Nein, weil dann wäre er ja Jeff.«

»Und Jeff ist ein Typ, der Gras raucht und im Keller seiner Mutter lebt«, ergänzt Brit.

»Aber Davis«, sage ich, »also Davis ist das Kind, zu dem andere Kinder aufschauen.«

»Nicht Dave. Oder Davy oder David.«

»Er wird jeden verprügeln, der ihn aus Versehen so nennt«, verspreche ich.

Ich berühre nur die Kante von der Babydecke, weil ich ihn nicht aufwecken möchte. »Davis«, sage ich, um ihn zu testen. Seine winzigen Hände flattern, als wüsste er seinen Namen bereits.

»Wir sollten feiern«, flüstert Brit.

Ich lächle sie an. »Glaubst du, dass die in der Cafeteria Champagner verkaufen?«

»Weißt du, worauf ich wirklich Lust hätte? Ein Schokomilchshake.«

»Ich dachte immer, solche Gelüste hat man vor der Geburt ...«

Sie lacht. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich die Hormonkarte mindestens noch die nächsten drei Monate ausspielen werde ...«

Ich stehe auf, frage mich aber, ob die Cafeteria um vier Uhr morgens überhaupt geöffnet hat. Und eigentlich will ich auch nicht weg. Ich meine, Davis ist gerade erst angekommen. »Und wenn ich jetzt was verpasse?«, frage ich. »Etwas Entscheidendes oder so.«

»Er wird jetzt bestimmt nicht aufstehen und laufen und sein erstes Wort sagen«, erwidert Brit. »Wenn du was verpasst,

dann wird es sein erster Pups sein, und ganz ehrlich, den willst du bestimmt nicht mitkriegen.« Sie sah mich mit diesen blauen Augen an, die manchmal so dunkel sind wie das Meer, manchmal aber auch hell wie Glas. Damit kriegt sie mich immer wieder rum. »Es sind doch nur fünf Minuten«, beruhigt sie mich.

»Fünf Minuten.« Ich sehe das Baby noch einmal an und habe dabei das Gefühl, als steckten meine Stiefel in Pech fest. Ich möchte hierbleiben, seine Finger noch mal zählen und diese aberwitzig winzigen Nägel betrachten. Ich möchte zusehen, wie sich seine Schultern heben und senken, wenn er atmet. Ich möchte sehen, wie er die Lippen schürzt, als würde er im Traum jemanden küssen. Es ist verrückt, ihn anzusehen, in Fleisch und Blut, und zu wissen, dass es Brit und mir gelungen war, etwas Reales und Festes aus einem Material zu erschaffen, das so verschwommen und unfassbar wie die Liebe war.

»Mit Schlagsahne und einer Kirsche«, unterbricht Brit meine Träumerei. »Sofern es das hier gibt.«

Nach einigem Zögern gehe ich auf den Flur hinaus, am Stationszimmer vorbei und fahre mit dem Aufzug nach unten. Die Cafeteria hat geöffnet, besetzt von einer Frau mit einem Haarnetz, die sich mit einem Kreuzworträtsel beschäftigt. »Verkaufen Sie auch Milchshakes?«, frage ich.

Sie blickt hoch. »Nee.«

»Und was ist mit Eiscreme?«

»Schon, aber die ist ausgegangen. Die nächste Lieferung kommt am Morgen.«

Sie scheint nicht die Absicht zu haben, mir weiterzuhelfen, und vertieft sich wieder in ihr Rätsel. »Ich hab gerade ein Baby bekommen«, platzt es aus mir heraus.

»Wow«, sagt sie ausdruckslos. »Ein medizinisches Wunder, und das direkt vor meiner Kasse.«

»Nun, meine *Frau* hat ein Baby bekommen«, korrigiere ich. »Und sie möchte einen Milchshake.«

»Und ich möchte einen Lottogewinn und Benedict Cumber-

batchs unsterbliche Liebe, aber stattdessen muss ich mich mit diesem Leben zufriedengeben.« Sie sieht mich an, als würde ich ihr die Zeit stehlen, als würden hundert Leute in der Schlange hinter mir warten. »Wollen Sie meinen Rat? Bringen Sie ihr was Süßes. Schokolade mag jede.« Sie greift blind hinter sich und zieht eine Schachtel Ghirardelli-Schokolade hervor. Ich drehe sie um und studiere das Etikett.

»Ist das alles, was Sie haben?«

»Die Ghirardelli ist im Angebot.«

Ich drehe sie wieder um und sehe das O-U-Symbol – das Zeichen, das beweist, dass es kosher ist, dass man der jüdischen Mafia Steuern zahlt. Ich stelle sie zurück auf die Theke und lege stattdessen eine Packung Skittles und zwei Dollar auf die Theke. »Das Wechselgeld können Sie behalten«, sage ich.

Kurz nach sieben Uhr morgens geht die Tür auf, und ich bin schlagartig wach.

Seit Davis' Geburt ist Lucille zweimal da gewesen – um nach Brit und dem Baby zu sehen und sich zu erkundigen, wie es mit dem Stillen klappt. Aber das – das ist nicht Lucille.

»Ich bin Ruth«, stellt sie sich vor. »Ich werde heute Ihre Krankenschwester sein.«

Nur über meine Leiche, sage ich mir.

Es erfordert meine ganze Willenskraft, sie nicht von meiner Frau, von meinem Sohn wegzustoßen. Aber der Sicherheitsdienst ist nur einen Summer weit entfernt, und was hilft es uns, wenn sie mich aus dem Krankenhaus werfen? Wenn ich nicht hier sein kann, um meine Familie zu beschützen, habe ich bereits verloren. Also bleibe ich angespannt auf der Stuhlkante sitzen, jeder Muskel wartet nur darauf zu reagieren.

Brit drückt Davis so fest an sich, dass ich befürchte, er wird gleich losschreien. »Das ist ja ein ganz Süßer!«, sagt die schwarze Krankenschwester. »Wie heißt er denn?«

Meine Frau sieht mich mit Fragezeichen in den Augen

an. Ein Gespräch mit dieser Krankenschwester kommt für sie genauso wenig infrage wie ein Gespräch mit einer Ziege oder irgendeinem anderen Tier. Aber wie ich ist sie sich dessen bewusst, dass die Weißen zu einer Minderheit in diesem Land geworden und ständigen Angriffen ausgesetzt sind: Wir müssen uns einfügen.

Ich recke das Kinn vor, allerdings so minimal, dass ich mich frage, ob Brit es überhaupt sehen kann. »Er heißt Davis«, sagt sie in scharfem Ton.

Die Krankenschwester nähert sich uns, sagt, sie werde Davis nun untersuchen, und Brit zuckt zurück. »Sie müssen ihn nicht mal loslassen«, räumt sie ein.

Sie lässt eine Hand über meinen Sohn wandern wie ein verrückter Mediziner. Sie drückt ihm das Stethoskop in den Rücken und dann in den Zwischenraum, der zwischen ihm und Brit ist. Sie sagt etwas über Davis' Herz, aber ich kann es kaum verstehen, weil mir das Blut in den Ohren rauscht.

Dann nimmt sie ihn hoch.

Brit und ich sind so entsetzt, dass sie uns so mir nichts, dir nichts unser Baby wegnimmt – zwar nur, um es zum Baden auf die Wärmeplatte zu legen, aber immerhin –, dass wir für einen Moment beide sprachlos sind.

Ich bewege mich einen Schritt auf sie zu, aber Brit hält mich am Hemdzipfel fest. *Mach keine Szene.*

Soll ich etwa einfach zusehen?

Ist es dir lieber, sie erfährt, dass du stocksauer bist, und es dann an ihm auslässt?

Ich möchte, dass Lucille zurückkommt. Was ist mit Lucille?

Ich weiß es nicht. Vielleicht ist sie gegangen.

Wie kann sie das tun, solange ihre Patientin noch hier ist?

Keine Ahnung, Turk, ich leite dieses Krankenhaus nicht.

Ich beobachte die schwarze Krankenschwester mit Adleraugen, während sie Davis abwischt, ihm die Haare wäscht und dann wieder in eine Decke wickelt. Sie bringt an seiner Fußfessel

ein kleines Band an – wie das, das man manchmal an Gefangenen sieht, die auf Bewährung freigelassen werden. Als würde er bereits vom System bestraft.

Ich blicke die schwarze Krankenschwester so durchbohrend an, dass es mich nicht überraschen würde, wenn sie in Flammen aufginge. Sie lächelt mich an, aber ihre Augen werden davon nicht erfasst. »Blitzsauber«, verkündet sie. »Und jetzt wollen wir doch mal sehen, ob das mit dem Stillen klappt.«

Sie macht sich daran, das Krankenhaushemd von Brits Hals zu lösen, und da reicht es mir. »Bleiben Sie weg von ihr«, sage ich, und meine Stimme ist so tief und wahrhaftig wie ein Pfeil. »Ich möchte mit Ihrer Vorgesetzten sprechen.«

Ein Jahr nachdem ich mit auf dem Invisible Empire Camp war, fragte Raine mich, ob ich Mitglied des North American Death Squad werden wolle. Es reichte nicht, einfach an das zu glauben, woran Raine glaubte, dass die Weißen eine Herrenrasse sind. Es reichte nicht, dreimal *Mein Kampf* gelesen zu haben. Um wirklich und wahrhaftig einer von ihnen zu sein, musste ich mich beweisen, und Raine versprach mir, dass ich Zeitpunkt und Ort erfahren würde, wenn es so weit sei.

Eines Abends, als ich bei meinem Dad schlief, wurde ich wach, weil an mein Schlafzimmerfenster geklopft wurde. Ich war nicht wirklich in Sorge, dass sie das ganze Haus aufwecken würden, denn mein Vater war zu einem Geschäftsessen in Boston und würde erst nach Mitternacht zurückkommen. Sobald ich das Fenster hochgeschoben hatte, kletterten Raine und zwei der Jungs, gekleidet in Ninjaschwarz, herein. Raine fiel sofort über mich her, brachte mich zu Fall und drückte mir seinen Unterarm an die Kehle. »Regel Nummer eins«, sagte er, »mach die Tür nicht auf, wenn du nicht weißt, wer hereinkommt.« Er wartete, bis ich Sterne sah, dann ließ er mich los. »Regel Nummer zwei: keine Gefangenen.«

»Ich versteh nicht, was du meinst«, sagte ich.

»Heute Abend, Turk«, erklärte er mir, »sind wir Hüter. Wir werden Vermont von seinem Dreck befreien.«

Ich streifte mir eine schwarze Trainingshose und ein bedrucktes Sweatshirt über, das ich verkehrt herum anzog, sodass auch dieses nach außen hin schwarz war. Da ich keine schwarze Wollmütze besaß, lieh Raine mir seine und fasste seine Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen. Wir fuhren in Raines Wagen nach Dummerston und ließen eine Flasche Jägermeister rumgehen, während laute Punkmusik aus den Lautsprechern dröhnte.

Ich hatte noch nie von der Rainbow Cattle Company gehört, aber sobald wir dort ankamen, begriff ich, worum es sich dabei handelte. Es gab dort Männer, die auf ihrem Weg vom Parkplatz zur Bar Händchen hielten, und jedes Mal, wenn die Tür aufging, sah man eine hell erleuchtete Bühne und einen Transvestiten, der Play-back sang. »Was auch immer du tust, bück dich nicht«, riet Raine und kicherte.

»Was machen wir hier?«, fragte ich, weil mir nicht klar war, warum er mich in eine Schwulenbar abschleppte.

In dem Moment kamen zwei Männer heraus, die sich umschlungen hielten. »Und los«, sagte Raine, sprang einen der Männer an und schlug seinen Kopf zu Boden. Sein Liebhaber rannte in die andere Richtung, wurde aber von einem von Raines Freunden niedergerungen.

Wieder ging die Tür auf, und ein weiteres Männerpaar stolperte in die Nacht. Ihre Köpfe waren dicht an dicht, und sie lachten über irgendwas Lustiges. Einer von beiden griff in die Tasche, um die Autoschlüssel herauszuholen, und als er sich dem Parkplatz zuwandte, streifte ihn der Lichtschein eines vorbeikommenden Autos.

Ich hätte schon viel früher die Puzzleteile zusammenfügen sollen – den Elektrorasierer im Medizinschrank, obwohl mein Dad immer ein Rasiermesser benutzte; den Umweg, den mein Vater jeden Tag machte, um auf dem Weg zur und von der Arbeit in Gregs Laden einen Kaffee zu trinken; die Art und Weise, wie er

meine Mutter vor vielen Jahren ohne jegliche Erklärung verließ; die Tatsache, dass mein Großvater ihn nie gemocht hatte. Ich zog die schwarze Mütze tiefer in die Stirn und rollte die Sturmhaube aus Fleece, die Raine mir gegeben hatte, übers Gesicht, um nicht erkannt zu werden.

Keuchend verpasste Raine seinem Opfer einen weiteren Schlag und ließ den Kerl dann in die Nacht entkommen. Er richtete sich auf, lächelte mir zu, hielt den Kopf schief und wartete, dass ich die Führung übernahm. Und da wusste ich, dass Raine, obwohl ich völlig ahnungslos gewesen war, die ganze Zeit über meinen Vater Bescheid gewusst hatte.

Als ich vier Jahre alt war, explodierte der Boiler in unserem Haus, als keiner daheim war. Ich erinnere mich, dass ich den Versicherungsmakler, der gekommen war, um den Schaden aufzunehmen, gefragt hatte, was schiefgegangen war. Er sagte was von Sicherheitsventilen und Korrosion, wippte dann auf den Absätzen und meinte, wenn es zu viel Dampf gebe und eine Konstruktion nicht stabil genug sei, diesen zurückzuhalten, müsse einfach etwas passieren. Sechzehn Jahre lang hatte ich Dampf aufgebaut, weil ich nicht mein toter Bruder war und niemals sein würde, weil es mir nicht gelungen war, meine Eltern zusammenzuhalten, weil ich nicht der Enkel war, den mein Großvater sich gewünscht hatte, weil ich zu dumm oder zu hitzköpfig oder zu versponnen war. Wenn ich an diesen Moment zurückdenke, verbinde ich ihn mit Weißglut: wie ich meinen Vater an der Kehle packe und ihn mit der Stirn voran gegen den Asphalt schlage, ihm den Arm nach hinten reiße und ihn von hinten trete, bis er Blut spuckt; seinen schlaffen Körper herumdrehe und ihn als Schwuchtel beschimpfe, während ich ihm immer wieder mit der Faust ins Gesicht schlage; mich gegen Raine zur Wehr setze, während dieser mich wegschleppt, als die Sirenen lauter werden und blaue und rote Lichter den Parkplatz fluten.

Die Geschichte machte die Runde, wie Geschichten das tun, und dabei blähte sie sich auf und verwandelte sich: Das neueste

